

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Subert war bereits im zartesten Alter ein gefürchteter Nesträuber. Ihm war es ein gar ergötliches Spiel, auf die Bäume zu steigen, in den Zweigen herumzuklettern und sich auf den höchsten Ast hinaufzuschwingen, wo er, vom wogenden Winde geschaukelt, in den Vertiefungen der Baumstämme seine Beute belauern konnte. Mit der einen Hand den Baum umklammernd, in der anderen die piepsenden Nestlinge, ließ er sich dann in langsamen, schlängelartigen Windungen hinabgleiten; und wenn er auf dem Boden anlangte, war das Nest auch nicht im geringsten verfehrt.

Voll List und Klugheit, war er mit den Gewohnheiten der Mitbewohner so innig vertraut, wie mit den fünf Fingern seiner eigenen Hand. Er wußte, wann die Weibchen nach Nahrung ausflogen, wußte, wann ihre Brunstzeit war, und wann sie ausgebrütet hatten.

Die Beute brachte er seiner Mutter heim. Die nahm die Vögelchen, drehte ihnen die Hälse um und briet sie an einem Holzfeuer. Doch für die gierigen Bähne des Hornus waren die mageren Vogelförpchen bloß ein Bissen. Auch auf Mäcken, Maikäfer und Schmetterlinge machte er Jagd, riß ihnen die Flügel aus, zerquetschte sie und veranstaltete unter ihnen wahre Wehefeien. Alles, was Leben barg, weckte in ihm blutrünstige Instinkte. Ein Flügelschlag in der Luft, ein Rascheln im Gras reizten ihn stets zur Verfolgung. Weilten sie in der Nähe irgendeines Tümpels, so stand er den ganzen Tag reglos in den Dünken, lediglich damit beschäftigt, nach Fröschen zu schlagen. Sobald ein grüner Rücken aus dem Wasser emportauchte, schlug seine Gerte danach, und das zermalmete Tier sank mit zuckenden Schenkeln, die großen Rundaugen vor Entsetzen gelähmt, wieder unter.

Um Abwechslung in seine Vergnügungen zu bringen, fischte er sie ein andermal mit roten Stoffläppchen, die er an einer Angel befestigt hatte; und er amüsierte sich ganz köstlich, die Frösche schnappen und anbeißen zu sehen und dann mit einem kräftigen Ruck herauszuziehen. Dann machte er ihnen den Garaus, indem er sie mit dem Kopf auf einen Stein schleuderte oder mit dem Absatz seiner Holzschuhe zertrat. An guten Tagen tötete er auf diese Art ein- bis zweihundert Tiere. Schon waren ihm die Listen des schlauen Weidmannes zu eigen. Er ging auf den Fußspitzen und hob die Füße hoch, um kein Geräusch zu machen; stundenlang konnte er starr und reglos in einem Hinterhalte liegen. Wenn die Beute nahte, war seine Energie ebenso groß wie seine Hinterlist: hurtig schlug er dann mit einem kräftigen Siebe zu, der niemals sein Ziel verfehlte.

So fing er an, in schrankenloser Ungebundenheit unter Gottes freiem Himmel umherwandernd, frühmorgens aufbrechend, erst nachts heimkehrnd oder manches Mal die ganze Schlafenszeit mit Streifungen im Walde verbringend. Bei seinen Eltern, die ihn gleichgültig gewähren ließen, war er nur wenig zu sehen.

Zur Winterzeit hausten die Hornus in einer elenden, kleinen Hütte, die sie am Rande eines Gehölzes aus Lehm und Stroh errichtet hatten. Eine Luke irgendwo im Mauerwerk gewährte einem gelblichen Tageslichte Einlaß in ein enges, niedriges, von halbverfaulten Balken überquertes Gelaß. Darüber lag der Heuboden, wo die Zungen in hölzernen Bettgestellen auf einem dünnen Blätterlager schliefen. Ein Verschlag hinter dem Hause diente zur Aufbewahrung der Äxte, Hacken und Spaten.

Im Sommer stand die Behausung leer. Man drang ins Herz des Waldes ein und errichtete dort eine rohe Hütte aus Lehm, die junge Baumstämme stützten. Fern von den Dörfern, in der Einsamkeit des hohen Tannenforstes begann dann ein hartes, der Arbeit gewidmetes Leben, das bloß kurze Ruhepausen in der sengenden Mittagsglut oder den tiefen Schlaf in der feuchten Kühle der Nächte gestattete. Abends stiegen dünne Rauchwölkchen aus dem Reisigfeuerchen auf, das man vor der Schwelle des Hauses entfachte, um die Gemüsesuppe zu kochen; wenige knappe, unfrohe Worte wurden ausgetauscht, gerade genug, das Gefühl der Familienzusammen-

gehörigkeit wach zu erhalten. Während des ganzen Tages hallten bloß die Schläge der Art in dem tiefen Schweigen des Waldes wider. So ging es fort bis in die Nebel des Herbstes. Der Wald ward für den Knaben eine stets sich erneuernde Verlockung. Er lebte zwischen Bäumen und Gestrüpp, mitten unter der Tierwelt, die darinnen hauste. Er war selbst wie ein junges Wild, das die Erde mit ihren Säften genährt; die Sonne röstete seine bloße Haut, der Regen durchnäßte sie. Vom frühen Morgen an schweifste er umher, seine Füße von Dornen zerrissen, ohne daß er Wunden achtete. Und mit zwölf Jahren war er bereits so groß wie ein zwanzigjähriger Bursche.

Als Labjal diente ihm der Morgentau, der seine blutende Haut kühlte, der säuselnde Wind, der seinen Ohren Schlummerlieder sang, die dunkelnde Nacht mit ihrem tiefen Frieden; aus all diesen Dingen erstanden ihm unendliche Freuden seines Seins. Gleich dem Baume, der, mit all seinen Ästen im Glanze des Himmels badend, Sonne, Schatten, Regen und Wind eintrinkt, sog auch er die Natur mit der ganzen Fülle seines Lebens unersättlich in sich ein. Der Wald war dieses Vagabunden Heim; noch wußte er nicht, was es war, ob lebendes Geschöpf oder weichenloses Ding, dessen Wehen er in den dunklen Schatten des Forstes ahnte, und das ihn mit unsäglich süßen und banger Schauern erfüllte. Aber nach und nach wurden die Vogeljagden von kühneren Räubereien verdrängt. Der junge Aar, der sich Klauen und Schnabel wachsen fühlte, begann nun auf minder leicht ergreifbare Beute Jagd zu machen. Er ließ die hohen Blätterkronen im Stiche und durchstöberte nun das Dickicht der Gebüsche; und wie er früher die Vogelnester erforscht, lernte er jetzt auch die Schlupfwinkel und Irrgänge der Fuchsbauten kennen. Er konnte die Schlaubeit eines Wilden entfallen, wenn es galt, eine Fährte aufzuspüren; mit ganz außerordentlicher Geduld und Ausdauer begab, wußte er sich wie ein Pfahl zu versteinern, wenn er auf der Lauer lag. Nur seine Augen tanzten wild unter den krampfhaft geweiteten Lidern, und ein eiserner Wille war in ihm, der Jäger der nächtlichen Schleicher zu werden.

Jagen — das hieß, eine Flinte besitzen. Zur Zeit der Treibjagden waren im Walde Schüsse gefallen; und einmal sah er zwei Häschen sich nach einer einzigen Salbe in ihrem Blute wälzen. Dieser Anblick erregte ihn bis ins innerste Mark wie eine Wollust. Ihm war's wie eine Offenbarung, daß ein Büchsenlauf die Vernichtung alles dessen, was Leben hieß, enthielte. Einstweilen bediente er sich einer selbstgefertigten Schleuder, die er mit unfehlbarer Sicherheit handhabte. Sein sehniger Arm brachte die Maschine in Gang; die drehte sich, schnarrte, und der Stein tarf geradeaus mitten ins Ziel. Das Tierchen wankte, unter wilden Zuckungen bäumte sich sein Leib, und ihn überlief ein wonniges Gruseln, wenn er es sich am Boden wälzen sah, bis schließlich nach krampfhaften Gliederverrenkungen die Leichenstarre über den Körper kam. So tötete er Feldmäuse, Mäuse und Wiesel, Kaninchen und auch Eichhörnchen.

Eines Tages hätte er beinahe ein Reh auf die Stirn getroffen; doch das Wild war leichtfüßig enteilt, indem es mit einem Satz zur Seite sprang; da traf der Stein mit furchtbarer Wucht auf einen Baum, daß die Blätter abfielen. Das Kind blieb bleich, mit ausgebreiteten Armen stehen, wie festgebannt von dem Anblick des grazios davonhüpfenden Tierchens und seinem prachtvollen braunen Fell.

Endlich sollte sein Verlangen nach einer Flinte befriedigt werden. Da er auf keine andere Art eine Schutzwaffe erreichen konnte, entwendete er eine. Ein Bauer, dem die Hornus im Winter Holz lieferten, besaß eine Büchse, die den ganzen Tag unbenutzt an einem Nagel hinter dem Kamine hing. Er verbergte sich hinter einer Hecke und bemächtigte sich der Flinte, als er den Mann vom Hause weggehen sah.

Dies war eine niegeahnte Freude für ihn. Er besah sie von oben und unten und von allen Seiten, wie geblendet vor Glück, und mit hörbar pochendem Herzen. Plötzlich berührte er unwissentlich den Drücker, und die Ladung eines Laufes ging los; ein Bleihagel fiel in die Blätter eines Haselstrauches.

Also so wurde 's gemacht! Geizig sparte er den zweiten Schuß für eine passende Gelegenheit auf. Die bot sich ihm

noch am selben Abend in Gestalt einer kleinen Rehgeiß mit flinken, geschmeidigen Läufen. Das Tier kam mit hochauferichtetem Köpfchen durch eine Schlucht, sich rhythmisch wie im Tande wiegend. In weiterer Entfernung, am Rande eines Sumpfes, äste ein Rudel Rehe vom Waldesfrieden und dem flüsternden Rascheln im Gaim umhüllt.

Er zielte.

Ein Knall zerriß die Luft. Dann sah er durch den bläulichen Rauch eine tolle Flucht; das ganze Rudel warf sich ins Dickicht, und mit der Waffe an der Wange, blieb er betäubt stehen, nichts sehend, nichts hörend, wie überwältigt von der eigenen Macht. Als seine Bestürzung gewichen war, lief er zu der Stelle, nach der er gezielt hatte. Das Reh hatte Reißhaus genommen, sein Schuß war fehlgegangen.

Daran spannt sich eine ganze Reihe von Erwägungen; er folgerte, daß er zu niedrig gezielt habe und dachte lange nach, wie es besser zu machen wäre. Doch plötzlich erhob sich Stimmengewirr aus dem Innern des Waldes. Er sah ein paar aufgeregte Männer mit langen Schritten über das Jungholz springen, und einer von ihnen, der eine Jagdtasche um die Schulter und eine Flinte trug, lief auf ihn zu und fragte, ob er niemanden gesehen habe. Es war der Förster.

„Rein,“ antwortete der Knabe, der in aller Seelenruhe ein Liedchen zwischen den Zähnen pfiß.

Schlau, wie die leibhaftige List, hatte er seine Flinte unter einem Dornengebüsch verborgen. Und die Männer entfernten sich, ohne zu ahnen, daß dieser kleine Knirps schon ein Mörder war.

Mit einem Male hatte er eine ganze Menge zugernt: wie man eine Flinte handhabt, den Lärm, den das macht, die Menschen, die das anlockt; und dieses Erlebnis wühlte mächtig in dem kleinen Gehirn. Nach Abzug der Männer lachte er in sich hinein: künftighin würde er schlauer sein.

Er verschaffte sich Pulver und zielte auf Vögel. Doch das Pulver verpuffte heftig zischend wie eine Rakete, ohne Schaden anzurichten. Er gab einige kleine Kieselsteinchen hinein, und da fielen ein paar Vögelchen getroffen zu Boden, doch die anderen nahmen Reißhaus, wie ihm zum Spotte mit den Flügeln schlagend. Also das genügte auch noch nicht! Und während er sich in Grübeleien verlor, kam der Vater herbei und sah ihn auf der Erde liegen, die Flinte in der Hand.

„Du Narr,“ sagte er. „Mit Steinen kann man nicht laden. Dazu braucht man Blei!“

Das Kind, das auf einen Zornesausbruch gefaßt gewesen, sah über das verwittrte Gesicht des Alten etwas wie stille Rührung huschen.

Am nächsten Sonntag wanderte der Vater ein wenig vor Tagesanbruch nach der Stadt; und während er so dahinschritt, dachte er voll Ergötzen über diesen frühreifen Taugenichts nach, der seines Fleisches war. Und der Wald hörte sein Lachen, das wilde Gelächter eines einsiedlerisch lebenden Menschen. Zu Mittag kam er heim und brachte ihm Pulver und Schrot.

„Da hast Du was zur Unterhaltung, Kunge,“ sagte er zu Hubert. „Rehe kommen bis auf dreißig Frank für Hasen kriegt man vier bis fünf. Aber es gibt auch Förster, Gendarmen, Heger, lauter solche Kanaille. Da heißt es aufpassen!“

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Lied.

Skizze aus dem westfälischen Bergmannsleben von
Otto Wohlgenuth.

Wenn an den verwachsenen Pfaden und Abhängen der märkischen Ruhrberge der gelbe Brahm und die Hagebutte blüht, wenn aus den grünen Buchen- und Eichenwäldern bergauf und nieder der Ruf des Rudwids wiederhallt und in den friedlichen Abendstunden durch das weite, stromdurchglänzte Tal der heimischen Drossel kunstvolle Flötenlieder das Echo rufen, wandre ich gern mit meinem Freunde über den steinigten Leinpfad den Wellen nach, die im Dunkeln murmelnd, an den schwarzen Koppeln und Rebellweiden vorbei.

Ihr kennt doch meinen Freund, den alten Hinnerk Haske? — Nicht? — Und seid Märter? Aus den Ruhrbergen sogar, wie ich! Nun, das wundert mich.

Hinnerk Haske vom Greinewald ist das Juwel einer Freundschaft, plattdeutsch vom Mutterleibe her und treu und biederfrühdig.

Hinnerk Haske wird am Johannitage zweiundachtzig Jahre alt, trägt seinen weißen Bart wie ein Hollandsmann und weiß mehr Geschichten als ich und du und wir alle zusammen.

Ihr solltet seine listigen Augen sehen, wenn er erzählt. Wie sie merkwürdig blinzeln und Gedankenstriche ziehen, daß einem lange wird. Und das ist alles wahr, was er erzählt, daran ist kein Zweifel.

Hat wohl schon manchmal der eine oder andere ungläubig den Kopf geschüttelt und das seine gedacht. Aber dabei blieb es denn auch. Denn eigensinnig und seltsam ist unsere märkische Heimat mit allem, was drin ist. Das muß man sich merken.

Hinnerk Haske war Bergmann bis zu seinem sechzigsten Johannitage. Und das ist auch lange genug. Freilich muß man dabei bedenken, daß damals auf den königl. privil. Zechen an der Ruhr der Fördersoll auf den einzelnen Häuer sicher nicht höher war, wie sein Lohn. Na, und der soll ja bekanntlich gering genug gewesen sein. „Boll te wunnig,“ jagt mein Freund Hinnerk zu mir, „at et förn Apolder räfen.“ Und dabei stopft er schmunzelnd seinen kurzen Hummel, heut abend zum viertenmal, und reibt sein schweißelig Schwedenhölzchen an seiner Bugen an, daß die blauen Funken knistern und züngeln.

Wir gehen weiter unseren Spaziergang. Der Mond ist mittlerweile hinter den Bäumen von Schrid heraufgestiegen, und seine silbrigblauen Strahlen ergießen sich in zarter Schöne über den leichten, weißen Nebel, der in den Brombeerbüschen an den Uferhängen geheimnisvoll webert.

Ein Bächlein rieselt und schlidert wie ein Schlanglein über unseren Weg.

Schau! Das ist sie ja, die muntere, braune Stroffe vom Erb-stollen St. Mathias im Geklüft! Traun! Du altes Gemäuer, im Buchenüberschwall, wir kennen uns so gut. Wie oft als junger Knirps bin ich mit leichtem Fuß in deiner dunklen Kühle über die moosigen Steine gesprungen, Mosche und Flebermäuse aufscheudend aus ihrem Geschlupf. Und weißt du noch? Denkst du schweigsamer Zeuge noch an die hochseligste Stunde meines Lebens. Als ich ein junger trutziger Fant war und dem lieben, schüchternen Mädchen deine Bergherrlichkeiten zeigen wollte. Es war so dunkel um uns, damals in deinem Innern. Drinnen, aus den verfallenen Hallen und Gängen kam ein heimlich schmunzelnd Geslüfter herauf. Leise und kühl wehte um unsere Stirnen der sagenhafte Bergwind, daß sie so ängstlich wurde, meine traute Geliebte, und meine Hand fester hielt. Und als sich dann drinnen bei den blauleuchtenden Holzträgern in enger Umarmung unsere Lippen fanden zum ersten, langen Kuß, gelt, du alter Stollen, was war das ein Glück. Wie sie so emsig schwachten und sicherten, deine kleinen, guten Geister der Nacht und uns umtanzten mit singenden Geigen und fröhlichen Augen, die in der Dunkelheit glänzten wie kleine Fünkchen Rubin.

O, du selige Zeit. Und nun hast du mir von allen deinen Bonnen nur die Sorge und den Kummer gelassen. Und nur dich hab ich noch, meine ernste, geliebte Heimat, und hier und dort ein gutes Herz. O Glück und Traum, wohin bist du gegangen?

„Hinnerk, vertell mi noch mol dat Stück van de Künnigesdochter döwter dem See,“ wende ich mich an meinen Freund und setze mich zu ihm auf seine Gartenbank. Denn nebenan, im weißgeflüchten Häuschen, von dem ich euch hoffentlich noch manch schönes Stück erzählen darf, wohnt er ja, mein alter Freund und Graubart, Hinnerk Haske vom Greinewald.

„Junge, schwieg mi stille dovan. Dat es to trurig, un du kannst et jo of utwennig,“ kommt gelassen seine Antwort.

„Dann vertell en annern.“

Mir ist so heimlich zu Mut. Ueber uns ist Schweigen. Die hohen, weiten Buchen reden so dunkel ihr wogendes Dach. Neben-an, im Bergwinkel, plätschert und kunkert das Wasserlein herbvor aus dem Stollenmund. In der dunkeln, eingemummelten Gartenheide zirpt ein Distelfink im Schlaf. Meine Sinne sind wach. Wenn ein leiser Windhauch die schlanken, schichtigen Zweige bewegt, suchen meine Augen unruhig durch die Nacht hin.

Neben mir sitzt mit verschränkten Armen der Alte aus alter Zeit. Weißblau im Mondenschein leuchtet sein Bart und seine Augen schauen immerfort geradeaus.

So sitzt er immer, wenn er denkt und träumt von der bewegten Zeit seiner Jugend. Von der Zeit seiner Liebe und Kämpfe, von den Stürmen der achtundvierziger Jahre und den großen Kriegen. Oft stundenlang und nur in meiner Gegenwart, denn ich bin sein Freund.

Er weiß, ich bin auch so einer, der immer graben muß, in-brünstiglich durch alle Tiefen des Lebens, und doch nichts begreift. Er hat mich gesehen vom ersten Tage meines Daseins an. Er hat mir Lesen und Schreiben beigebracht, besser wie ein Magister, mir alle alten Geschichten erzählt und Sagen und den Gedanken in mir lebendig gemacht.

„Otto!“ — Ich schrede aus meinen Träumereien. Seine Stimme ist schnarrig. Ich weiß, sein Innerstes ist ergriffen.

Und gedrückt kommt es aus ihm hervor wie eine schwere Befreiung: „Et es grohartig un grohartig!“

Ruhig warte ich ab und beschränke mich auf ein verständnisvolles: „Jo, jo.“

„Et es quot, dat du vandage gekommen büst; ed hewwe wat för di. In meinem groten, eekenen Kuffert hew ed dat Bauk wier gefunnen, dat Mildheimische Niederbauk, van minem Vadder ut dem ollen Freizen sine Tid. Un dat fas du hewven.“

Er wartete. Der Knaster unter dem Deckel seiner Pfeife knisterte wieder rötlich durch die Nacht.

Un nu poß op. Zohht kann ed od we dat schöne Lied van de

offen Berglue, wat se gesungen hat, oivends, wann't taum Knötel-
spell zu düster was un de bulle Mand int schwatte Watter löchtede.
Und er sang mit seiner wehmütig tönenden Stimme:

Klipp, Klapp! Geht es auf der Leiter
Immer tiefer, immer weiter
In die Unterwelt.
Du, wie finster sind die Grüfte!
Doch das Gute, das ich stifte,
Gilt hier wie im freien Feld.

Gott im Himmel, mein Gefährte,
Kennt auch mitten in der Erde
Meinen Lebenslauf.
Wenn die Hammerschläge schallen,
Dass die Tiefen wiederhallen,
Werket er im Himmel drauf.

Wenn du Gold und Silber gräbest
Und doch arm und glücklich lebest,
O! So lebest du
Ehrlich und kannst ruhig schlafen.
Aber Reiche sind oft Sklaven,
Haben Gold und keine Ruh.

Gott verzeih den armen Sündern!
Er erhält sie und sie plündern
Seine Erde aus.
Und der Fluch, der bei dem Golde
Nur im Abgrund wohnen sollte,
Wohnt nun in seinem Haus.

Nehmt ihn hin, den Bergmann kümmern
Keine Erdengüter, schimmern
Sie gleich noch so sehr.
Mögt euch schlagen, zanken, schelten,
Toren! Gold und Silber gelten
Wenn ihr sterbet, gar nichts mehr.

Ich kann leicht die Welt verlassen,
Denn ich kenne schon die Straßen
Nach der Unterwelt.
Und indem ich Schätze grabe,
Ist der Reichtum, den ich habe,
Nur ein Herz, das Gott gefällt.

Wie ein Traum verklang das Lied. Der Wind fuhr durch die
Bäume. Die knochigen Greisenhände des Alten, die sich zum Ge-
fang in wichtigen Taktbewegungen auf und ab bewegten, lagen
jetzt wieder ineinander verschränkt auf seiner Brust. Wir schwiegen
und sprachen kein Wort.

Ueber die Hügel her, aus den geschäftigen Dörfern der In-
dustrie, trug der Wind zuweilen ein dringendes, verwehtes
Rauchen in unsere Stille. Ich wußte, daß das die Maschinen waren,
die Dampfvolken spielenden Kohre, und wußte, daß in ihrem Be-
reich der Kampf heimisch war, der zornwütige Streit leidender,
ringender Menschenbrüder gegen die betrügerischen Priester des
Götzen Rammon. Ich wußte, daß dort drüben auch die Grube lag,
in die ich jeden Morgen hineingelassen werde, um in Reihen mit-
zutämpfen gegen die Gewalten der Tiefe, morgen und übermorgen
und immer so weiter, auf daß die „göttliche“ Ordnung bestehen
bleibe.

Und ich verscheuchte die bitteren Gedanken des Anmuts, die
in mir aufstiegen, denn heute war ja der Abend so wunderbar. Ein
lauer Wind fuhr zuweilen hügelan und machte die Bäume rauschen.
Eine Drossel sang und droben, im einsamen Weltenraum wanderten
die hellen Sterne ihre Bahnen.

Im finsternen Bergwinkel, drinnen im nächtlichen Stollen,
leuchtete flimmernd das faulende Holzwerk. Tropfen fielen vom
Gestein ins Grundwasser, gleichmäßig. Das Klang wie fernes,
leises Läuten.

Es war spät geworden. Ich sagte Ade und ging. An der
Waldede sah ich mich um und glaubte, des Alten Pfeifenfünkchen
und seinen Weißbart schwankend im Dunkeln zu sehen.

Doch konnte es auch ein Irwisch sein im diden, tropfenden
Nebel.

Intelligenzprüfungen an Tieren.

Von Dr. Th. Zeil.

Ist es schon keine Kleinigkeit, bei einem Menschen den Grad
seiner geistigen Begabung festzustellen, was die Klagen über die
Mängel unserer Examina hinreichend beweisen, so liegt die Sache
bei den Tieren noch unendlich schwieriger. Selbst bei gebildeten
Leuten finden wir immer wieder Anschauungen, die ihnen als
Beweise der Klugheit oder Dummheit eines Tieres gelten, die an
sich gar nichts damit zu tun haben. Augenblicklich leben wir im
Zeitalter der rechnenden Tiere. Denn außer den Pferden des
Herrn Krall sind jetzt rechnende Hunde angeklündigt, die ebenfalls
die schwierigsten Rechenaufgaben lösen. Ich glaube nicht an diese
Fähigkeit bei den Tieren. Als vor neun Jahren ganz Berlin von

den Leistungen des klugen Hans entzückt war, bin ich sprachlos
darüber gewesen, welche „Beweismittel“ man für die Fähigkeit
des Pferdes als überzeugend ansah. Ich habe damals in einer
Broschüre meinen abweichenden Standpunkt begründet und die
richtigen Antworten auf das ausgezeichnete Gedächtnis des
Hengstes zurückgeführt. Noch heute bin ich der Überzeugung, daß
ich das richtige getroffen habe.

Ich will aber einmal annehmen, daß nicht nur die Pferde
des Herrn Krall, sondern alle Pferde, ja auch alle Hunde die
schwierigsten Rechenaufgaben lösen können. — Was würde daraus
folgen? Doch nur, daß die mathematische Beanlagung gar kein Be-
weis einer hohen geistigen Begabung ist, wie wir bisher ange-
nommen haben, sondern daß sie auch bei geringem Verstande vor-
kommen kann. Soll es doch auch unter schwachsinnigen Menschen
ausgezeichnete Rechenkünstler gegeben haben.

Sehen wir einmal von diesen angeblich rechnenden Geschöpfen
ab, so finden wir sozusagen die Menschheit geteilt in zwei Lager.
Jäger und Landwirte können gewöhnlich die Klugheit der Tiere
nicht hoch genug preisen, während der gebildete Großstädter dar-
über den Kopf schüttelt. Das Lob auf der einen Seite und das
Lächeln auf der anderen ist begreiflich. Wie soll sich denn der
Großstädter ein Urteil über die geistigen Fähigkeiten der Tiere
bilden? Die Großstadt ist jetzt fast tierrein oder wird es über
kurz oder lang werden. Soweit aber Pferde, Hunde, Tauben und
Sperlinge noch zu erblicken sind, kann von großer geistiger Be-
gabung nichts wahrgenommen werden.

Immer wieder muß ich es beklagen, daß man beispielsweise
die Fähigkeiten eines Jagdhundes dem Publikum nicht vor Augen
führen kann. Wie belehrend wäre es für den tierunkundigen
Kulturmenschen, wenn er sich einmal durch Augenschein überzeugen
könnte, in wie vielen Punkten das Tier unzweifelhaft dem Menschen über-
legen ist. Von den zahllosen Fällen, die man auf der Jagd erlebt,
greife ich einen beliebigen heraus. Ein Rehbock ist abends auf dem
Anstand geschossen worden. Aus gewissen besonderen Umständen
kann das Auffuchen des erlegten Tieres nicht bis auf den anderen
Morgen verschoben werden. In stockdunkler Nacht bricht man auf.
Da man die Hand nicht vor den Augen sehen kann, so müssen
Laternen mitgenommen werden. „Feldmann“ läuft hingegen vor-
aus, als ob Dunkelheit gar nicht für ihn vorhanden sei. Die An-
schußstelle, d. h. die Stelle, an der der Rehbock getroffen wurde,
wird gefunden, und der Hund auf die Fährte gesetzt. Nicht lange dauert
es, und sein Gebell erschallt, womit er uns „verweist“, daß er den
Bock gefunden hat.

Eine solche Leistung macht auf jeden Beteiligten einen über-
wältigenden Eindruck. Wo wir Licht brauchen, hatte das Tier es
nicht nötig. Und wo unsere Nase schmächtig versagt, da fand das
Tier mit tödlicher Sicherheit die Beute.

Freilich ist der Hund nicht klug, weil seine feine Nase ihn von
der Anschußstelle zum Bock geführt hat. Gerade kurz nach dem
Schuß und bei einer schweißigen, d. h. blutigen Fährte ist die Ar-
beit für die Nase am leichtesten. Ferner ist er nicht deshalb klug,
weil er sich in der Dunkelheit zurechtfindet und nicht gegen Bäume
läuft. Denn er ist von Hause aus ein Nachttier, und deshalb sind
seine Augen so gebaut, daß die großen Pupillen jeden Lichtstrahl
auffangen.

Der erste Fehler, den wir bei der Beurteilung eines Tieres
machen, ist demnach der, daß wir seine anders gearbete Sinnes-
organisation außer Betracht lassen. Was ein Tier durch die Fein-
heit seiner Nase leistet, ist kein Beweis seiner Klugheit. Umgekehrt
ist es kein Beweis ihrer Dummheit, wenn Tiere wegen ihres
schwachen Gesichts nach unserer Meinung höchst tödlich handeln.
So scheuen Pferde bekanntlich vor ganz harmlosen Papierfäden.
Ebenso kann man Wild „einlappen“, d. h. durch Rappen an Orten
festhalten, weil es sich vor den sich bewegenden Tuschfäden fürchtet.
Schon seit Jahrtausenden weiß man, daß nicht nur der furchtsame
Hase, sondern auch Bären, ja selbst der kluge Fuchs Rappen scheuen.
Wer nicht weiß, daß feinnasige Geschöpfe ein schwaches Gesicht be-
sitzen, wird in der Furcht vor harmlosen Rappen eine ungläubliche
Dummheit erblicken, während es in Wirklichkeit ebenso begreiflich
ist, als wenn sich ein einsamer, unbewaffneter Wanderer in der
Dunkelheit vor einer alten Weide fürchtet, die er für einen Wege-
lagerer hält. Eine Eule würde natürlich über diese Furcht lächeln.

Der zweite Fehler liegt darin, daß wir die tierischen Instinkte
als Zeichen der Klugheit betrachten, ebenso den Zeit- und Ortsinn.
Man mag über den Begriff des Instinktes streiten, aber dadurch
wird an der Tatsache nichts geändert, daß bereits junge Tiere höchst
zweckmäßig handeln. Eine junge Kacke, die eben entwöhnt ist,
kennt die Gefahr des Absturzes, wenn man sie auf einen Tisch setzt.
Aus dem Nest gefallene Vögel flüchten ohne jede Anleitung ins
Gebüsch. Wenn ein Reiter oder ein Kutscher sich in der Dunkelheit
verirrt hat, so wird er stets dem Pferde die Richtung überlassen,
da dieses den Weg nach dem Stalle viel besser kennt als der Mensch.
Es kann nun vorkommen, daß die Instinkte durch Einrichtungen
der Menschen den Tieren tödlich werden. So ist es für den Zug-
vogel vorteilhaft, wenn er stets helle Stellen aufsucht, da sie ihm
eine bessere Uebersicht gewähren. Seitdem aber der Mensch Leuch-
türme gebaut hat, gereicht dieser Instinkt Tausenden und Aber-
tausenden von Vögeln zum Verderben. Trotzdem kann man von
seiner Dummheit der Tiere sprechen.

Es ist demnach sehr schwer, ein zutreffendes Urteil über die
Intelligenz der Tiere abzugeben. An einem praktischen Beispiele

möchte ich zeigen, wie sehr sich selbst die vortrefflichsten Tierkennner irren.

J. G. Fabre ist bekannt als der „Homer der Insekten“. Diesen ehrenvollen Titel hat man ihm wegen seiner ausgezeichneten Beobachtungen der Insektenwelt verliehen. Ich greife hier seinen Versuch heraus, durch den er die Intelligenz der Prozessionsraupen auf die Probe stellte. Diese Raupen wandern in einer einzigen Reihe, in zusammenhängender Kette, jede mit dem Kopfe das Hinterteil der Vorgängerin berührend. Die vielfachen Bindungen, die die den Marsch eröffnende Raupe nach ihrem Gutdünken beschreift, machen alle übrigen gewissenhaft mit. Sie, die Fabre das Marschoberhaupt nennt, spinn dabei fortwährend den aus ihrem Munde hervorquellenden Faden weiter und befestigt ihn auf dem Wege, den es ihr gerade einzuschlagen beliebt. Er ist so fein, daß selbst das mit einer Lupe bewaffnete Auge ihn mehr mutmaßen als sehen kann. Aber die zweite tritt auf diesen zarten Faden und verdoppelt ihn durch ihren Faden; die dritte verdreifacht ihn; alle folgenden leimen ebenfalls den aus ihren Spinnrüben fließenden Strahl darauf, so daß nach dem Defilieren der Prozession als Spur ihres Zuges ein schmales Band, eine seidene Schiene, zurückbleibt, deren blendendes Weiß bei Tage in der Sonne blinkt.

Zu welchem Zwecke wird dieses Band geschaffen? Es kommt daher, weil die Prozessionsraupen nur bei dunkler Nacht auf die Weide ziehen und zum Neste zurückkehren. Die fünf winzigen Augenpunkte an jeder Seite des Kopfes können ihnen also dabei nicht als Führer dienen, ebensowenig das Geruchsvermögen, das — wenn überhaupt vorhanden — nach den Versuchen von Fabre sehr schwach sein soll. Um aus dem labyrinthartigen Nadelgewirr der Kiefer sicher den Heimweg finden zu können, leistet daher jener Streifen den Tieren den gleichen Dienst, wie der klassische Faden, den Ariadne dem Theseus für das kretische Labyrinth einhängte.

Die Beseitigung des Marschoberhauptes hat keine entscheidende Wirkung. Wenn die Sache ohne Störung vollzogen wird, ändert die Prozession in keiner Weise ihre Haltung. Die zweite Raupe, die nun zum Kapitän geworden ist, kennt ohne weiteres die Pflichten ihres Ranges: sie wählt und leitet, oder vielmehr sie zaubert und tastet nunmehr. Das Durchbrechen des Seidenbandes ist von keiner größeren Bedeutung. Es wandern dann zwei getrennte Prozessionen, die sich gelegentlich wieder vereinigen.

Fabre machte nun folgenden Versuch: Als die Raupen auf den oberen Rand einer Base gekrochen waren, der einen Durchmesser von etwa anderthalb Meter besaß, da wartete er ab, bis sich die Prozession als Ring geschlossen hatte. Dann strich er mit einem Pinsel alle überzähligen Raupen ab und entfernte mittels einer scharfen Bürste jede Spur von Fäden. „Was werden nun die Raupen in ihrer endlosen Prozession machen?“ — fragte er.

Fabre nahm an, daß die Raupen nach mehrstündiger Prozession das Vergleiche ihrer Wanderung einsehen und nach rechts oder links ausbrechen würden, um zu ihren Kiefernadeln, ihrer bevorzugten Nahrung, zu gelangen. Das taten sie jedoch nicht, sondern wanderten sieben Tage lang oben auf der Base. 335 mal haben die Raupen denselben Kreis ohne Ergebnis beschrieben. Nur durch Zufall brachen einige Raupen aus der Bahn und gelangten zu den Nadeln. Das ganze Heer folgte ihren Fäden und wurde dadurch vor dem Hungertode gerettet.

Der berühmte Forscher schließt seinen Versuch mit den Worten: Der heute in Ehren stehenden Schule, die so sehr begehrt, den Ursprung der Vernunft in den Niederungen der Tierheit aufzufinden, bringe ich die Raupe des Kiefernprozessionsspinners zu Versuchen in Vorschlag.

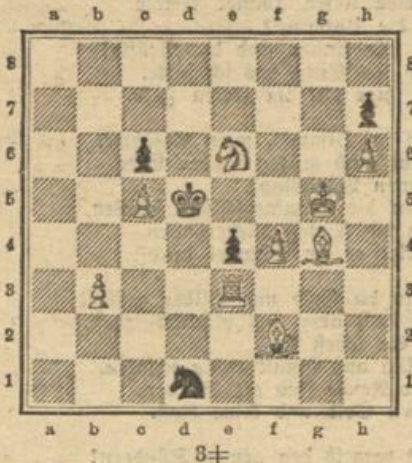
Ist die Ansicht Fabres, daß dieser Versuch den Beweis erbracht habe, die Prozessionsraupen seien dümmer als dumme, begründet? Ich muß das nach dem vorhin gekennzeichneten Standpunkt ganz entschieden bestreiten. Die Prozessionsraupe ist für ihren Kampf ums Dasein genügend ausgerüstet. Zum Auszuschließen und Wiederfinden der Heimat bedient sie sich des Fadens in der vorhin geschilderten Weise. Begeht der Mensch einen künstlichen Eingriff, indem er den Faden sorgfältig entfernt — was in der freien Natur kaum jemals vorkommt —, so ist die Orientierung der Raupen verloren gegangen. Sie kennen keinen anderen Weg als den auf dem Faden des Vordermanns.

Übertragen wir den Versuch von Fabre auf menschliche Verhältnisse. Ein Niemand von einem andern Planeten will unsere Intelligenz prüfen. Er sieht, daß ein großes Heer im Begriff ist, ein Gebirge zu überschreiten. Um die Tätigkeit der Augen auszuschießen, läßt er einen dichten Nebel fallen. Außerdem wird die Verständigung durch das Gehör infolge eines fortwährenden Gepolters unmöglich gemacht. Die führende Spitze läßt er einen Streifen um das Gebirge bilden, und nachdem das Ende des Heeres erreicht ist, den Vortrupp beseitigen. Würden unter solchen Umständen die Soldaten nicht ebenfalls tagelang um das Gebirge ziehen?

Wir wiederholen daher, daß die Prüfung der Intelligenz der Tiere eine außerordentlich schwierige Aufgabe ist.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.
J. Kohn und C. Kodelkorn.



Ausnahmsweise bringen wir oben einen Dreißüger und zwar nicht nur wegen seiner besonderen Schönheit und Originalität, sondern hauptsächlich, um ein Probestück der schachlichen Dichtkunst der beiden weltberühmten deutschen Problemkomponisten zu geben, deren Jubiläum (70. Geburtstag) zurzeit von der Schachpresse gefeiert wird. Der Lösungsverlauf des obigen Dreißügers ist infosfern originell, als die ersten zwei Jüge von Weiß sich gegenseitig aufheben.

† 2-008 8 . . . (Hwaalbn) 73x808 '1195-44 7 (†90L 8
: 81x9 81 7 : 1x8 1) 180-1PS '19-22X 1

J. Kohn ist übrigens auch als Schachliterat auf dem Gebiete der Geschichte des Schachs bekannt und als Autor von Büchern, die sich mit der Klassifizierung und Technik des Problemwesens befassen.

Die bei uns am 12. Juli veröffentlichte Breslauer Partie „Kollfs-Haud“ hatten wir einer Substitution C. Bergmanns vom 22. Juni entnommen. Sie enthielt die Variante: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0, Sx'e4; 6. d4, b5; 7. Lb3, d5; 8. dxe5, Le6; 9. c3, Le7; 10. Te1, 0-0; 11. Sd4, Sxe5 (von hier ab eine Neuerung), 12. f3, Ld6 mit starkem Angriff für Schwarz. (Obgleich wir noch nicht sehen, wie der Angriff z. B. bei 13. fxe4, Lg4; 14. Sf3 durchbringt.) An diese Angelegenheit knüpft sich eine interessante Nachgeschichte in der Schachpresse. Herr Bergmann hatte nämlich die Neuerung als gemeinsames geistiges Kind vieler Breslauer Schachfreunde bezeichnet und mit dem Namen „Breslauer Variante“ getauft. Bald hierauf veröffentlichte Dr. Tarrasch zwei lange Aufsätze am 4. und 11. Juli, in denen er das Urheberrecht für sich in Anspruch nahm, weil er die Neuerung angeblich schon früher selbständig gefunden hätte und nur aus gewissen Geschäftsgründen einwilligen verheimlichen wollte! Dagegen protestiert nun Herr Bergmann heftig und besteht öffentlich auf der „Breslauer“ Urheberschaft. Wenn ein Spielpraktiker oder ein in der Turnier- und Matchpraxis stehender Meister seine Forschungen verheimlicht, um seinen Spielgegnern seine Spielpläne nicht zu verraten, so ist es sein gutes Recht. Dann muß er aber als Schachliterat darauf gesacht sein, daß ihm jemand zuvor kommt und die Ehre des Urheberrechts an sich reißt. Denn das Grundprinzip des Urheberrechts besteht eben in einer Prämie für den, der seine Entdeckungen der Allgemeinheit preisgibt. Deshalb sind wir genötigt, gerade wegen der zitierten Begründung von Dr. Tarrasch, seinen verspäteten Anspruch erst recht abzulehnen und zwar zugunsten der „Breslauer“, die eben nichts aus Geschäftsgründen verheimlicht. Entweder der Geschäftsprofit des Geheimnisses oder die Ehre der Offenheit.

Damengambit.
In einem Turnier in Ostende gespielt.
D. Bernstein. G. Marco.

1. d2-d4 d7-d5
2. c2-c4 e7-e6
Sperre den Lc8 ein. Besser ob!

3. Sb1-c3 c7-c5?
Kostet einen Bauer. Verhältnis-
mäßig besser ist Sf6.

4. c4xd5 e6xd5
5. d4xc5 Sg8-f6
Auch 5. . . . d4; 6. Sa4, Lxc5;
7. SxL, Da5+; 8. Ld2, Dx8;
9. Te1, Df5; 10. Da4+, Sc6;
11. Sf3, Dd5; 12. b4, b5; 13. Da3
nebst ev. Te5 ist ungenügend.

6. Le1-e3! Sb8-a6
Auf 6. . . . Sc6; 7. Sf3, Le7
(Tarrasch) genügt 8. a3 nebst event.
Ld4 zc.

7. Sc3-a4

Richtig war 7. Te1, Sxe5 (Le6;
Da4+, Dd7; Sb5) 8. Sxd5 zc.
7. Le8-d7?
Richtig war 7. . . . Sxe5; 8. Sx
S, Da5+; 9. Dd2, Dx4+; 10. KxD,
LxS; 11. LxL, Se4+ nebst SxL.
8. a2-a3 Lf8-e7
Auf Da5+ folgt Sa4-c3 nebst ev.
b2-b4.

9. b2-b4 Sa6-c7
10. Sg1-f1 Sf6-e4
11. Le3-d4 0-0
12. e2-e3 a7-a5
Nicht gut, wie die Antwort des
Gegners zeigt. Allerdings können
auch andere Jüge den fehlenden
Bauer nicht ersetzen.

13. Sa4-b6 Ta8-a7?
Beschießt das Verderben.
14. Sb6xd7 Dd8xd7
15. c5-c6 Dd7xc6
16. Ta1-c1 Aufgegeben.
(Wegen LxTa7).